



Ein Beispiel für ein erfolgreiches Start-up mit Biotech-Bezug ist Bioversys: Marcel Tiggers (l.) und Marc Gitzinger neben einem Pipetierautomaten im Labor des Technoparks Stückli.

# Jungfirmen sind oft eng mit der Uni verzahnt

**Erfahrung** Die Zusammenarbeit von Universität und der Privatwirtschaft hat sich deutlich verstärkt

VON STEFAN SCHUPPLI

Seit 1999 hat es in der Schweiz 9000 Kooperationen gegeben, es wurde eine Milliarde an Forschungsmitteln generiert, 140 Firmen entstanden neu aus Aktivitäten der universitären Forschung (in Basel: 31). 70 echte neue Produkte seien entstanden. Das sagte Herbert Reutimann, Geschäftsführer der Unitecra, vergangene Woche an einem Vortrag vor der Vereinigung Basler Ökonomen. Unitecra unterstützt Forschende der Universitäten Basel, Bern und Zürich bei Kooperationen mit der Privatwirtschaft. Im internationalen Vergleich braucht sich Basel nicht zu verstecken. Natürlich seien die Unternehmensgründungen im Umfeld der Universitäten in den USA zahlreicher, so Reutimann. Gleichzeitig seien diese um ein x-Faches grösser.

Reutimann machte deutlich, dass Forschende in der Privatwirtschaft (in Basel: zumeist Pharma) und an der Uni sich sehr gerne austauschen: «Das hat die Erfahrung gezeigt.»

Eine Recherche der bz stützt die Aussagen Reutimanns. Auf der Start-up-Website [www.startup.ch](http://www.startup.ch) sind in Basel 35 Startups verzeichnet, die weniger alt als fünf Jahre sind. Ein Blick auf die Verwaltungsräte und Teams

## Im internationalen Vergleich braucht sich Basel nicht zu verstecken.

zeigt, dass bei zwei Dritteln dieser Firmen Industrie (meist Pharma) und Hochschulen eng verzahnt sind. Im Kanton Baselland sind 13 Start-ups verzeichnet, der Hochschul-Bezug ist

derselbe. Weiteres Merkmal: Die Hochschulen oder Uni-Bereiche sind alle technisch-naturwissenschaftlich-medizinisch orientiert.

### Konfliktzonen

Freilich ist die Zusammenarbeit zwischen Unis und Privatwirtschaft nicht völlig problemfrei.

- Die Forscherkollegien von Firmen leiden manchmal unter dem «not in house»-Syndrom: Was von aussen kommt, kann nicht gut sein.
- Grossfirmen seien oftmals nicht sehr flexibel und könnten Innovationen schlecht in ihre Konzepte einpassen. Die Hürde, um in ein Programm eines Konzerns zu kommen, sei schwierig, so Reutimann.
- Forscher hätten oftmals kein «proof of concept» vorzuweisen: Es fehlt an der durchdachten Business- und Entwicklungs-idee.

- Wenn es ums Geschäft geht, werde aus Konkurrenzgründen oftmals Verschwiegenheit verlangt. «Hier gibt es Konfliktpotenzial», so Reutimann. An der Universität wird das «Öffentlichkeitsprinzip» eingefordert. Das heisst: Es besteht ein Anrecht auf Information über die Forschungsziele und -resultate. Ausserdem müssen Forscher publizieren können, um ihre Erfolge vorweisen zu können. «In den allermeisten Fällen werden da Lösungen gefunden», sagt Reutimann. Schliesslich müssen die finanziellen Abgeltungen fair und transparent geregelt sein.

### Abgeltungen: Klare Regeln

Wie hat das die Universität Basel gelöst? Aus den Einkünften patentierter Erfindungen (Lizenzgebühren) werden zuerst die mit der Verwer-

tung angefallenen und eingeplanten Unkosten (Patentierungskosten, etc.) gedeckt. Die restlichen Einnahmen bis kumuliert eine Million Franken Netto-Erträge werden wie folgt verteilt:

- 40 Prozent gehen an die Erfindenden und Erfinder bzw. Urheberinnen und Urheber.
- 30 Prozent gehen an die beteiligte Organisationseinheit, d.h. auf das Drittmittelkonto der Leitung der beteiligten Forschungsgruppe.
- 30 Prozent gehen an die Uni.

Bei kumulierten Einkünften von über einer Million Franken pro Fall kann der Universitätsrat für den darüber liegenden Betrag eine andere Verteilung vornehmen. Für gesponserte Professuren müsse unbedingt Transparenz herrschen und die Unabhängigkeit schriftlich garantiert sein.

# Zu dunkel, zu klein, zu eng

**GGG** Die Stadtbibliothek ist für 18 Monate ins Exil im Kirschgarten gezogen. Die Situation wird viel mehr geduldet als geliebt. Angestellte freuen sich bereits jetzt auf die Rückkehr in den Schmiedenhof.

VON CÉLINE FELLER

Auf den ersten Blick ist die ehemalige Lidl-Filiale an der Sternengasse, die derzeit als Provisorium für die GGG genutzt wird, ein Glücksfall: Die Lage ist zentral, in fünf Minuten zu Fuss vom Bahnhof SBB erreichbar, und diverse Trams (Linien 2, 8, 10, 11) halten in unmittelbarer Nähe.

«Wir freuen uns, wenn wir zurück können», sagt jedoch ein Angestellter der Stadtbibliothek. Diese musste Ende letzten Jahres wegen des 14-Millionen-Franken-Umbaus ihren eigentlichen Standort im Schmiedenhof räumen und für 18 Monate ins Exil im Kirschgarten ziehen.

Mit 1400 Quadratmetern bietet das Provisorium gleich viel Fläche wie bisher. «Die Fläche ist vielleicht gleich gross, trotzdem ist alles enger



Das gegenwärtige GGG-Provisorium im Soussol an der Sternengasse entfacht keine Freudenstürme.

CFE

hier, die Regale stehen viel näher beieinander», erzählt der Mitarbeiter weiter. Das Problem ist schnell gefunden: Von der total zur Verfügung stehenden Fläche braucht die Kinder-ecke viel Platz, der folglich nicht

mehr für die auszuleihenden Medien zur Verfügung steht.

Zum renovierten Schmiedenhof ist das Provisorium ohnehin kein Vergleich: Nach dem Umbau wird die Stadtbibliothek dort ab Mitte 2015

ein 2100 Quadratmeter grosses Zentrum vorfinden, um sämtliche Bücher, CDs, DVDs, Zeitschriften und Comics zu präsentieren.

Doch der Platz ist nicht das einzige Problem. Das Provisorium ist im

Soussol und daher «viel zu dunkel», wie der Angestellte wenig begeistert sagt und gleich weiter ausführt: «Es ist auch zu heiss hier unten und die Luft ist stickig.» Mit seiner Meinung steht er nicht alleine da. Auch andere Mitarbeiter blicken mit Freude auf die Rückkehr ins alte Zuhause: «Wir gehören einfach in den Schmiedenhof. Die Leute wussten, wo sie uns finden konnten. Die jetzige Lage zieht meines Erachtens auch nicht mehr Besucher an als sonst.»

### «Das Gebäude ist unattraktiv»

Urs Welten, Kommissionspräsident der Stadtbibliothek, erklärte in einem früheren Gespräch, die GGG sei «hinter dem Zoo die Institution mit den meisten Besuchern». Dementsprechend sei die Meinung der Besucher wichtig. Und hier scheiden sich die Geister: Während die einen begeistert sind, sind andere froh, dass die momentane Situation nur noch 16 Monate dauert. «Ich finde das Gebäude unattraktiv», sagt eine Stammkundin. Hinzu komme, dass alles neu geordnet sei und die gewünschten Medien länger gesucht werden müssten. Das Provisorium scheint mehr geduldet als geliebt.